

LINA MORAWETZ

Tag am Meer

Damals lag ich nachmittags oft auf meinem schmalen Wiener Tagesbett und beobachtete etwas, das ich immer nur das Gras nannte.

Das Gras wuchs in langen Halmen aus den alten Blumenkästen vor dem Fenster. Dunkelgrün, am oberen Ende schwach rau. Ein kräftiges Waldgras vielleicht, aber die Botanik lag mir nicht.

Diese Halme wippten tonlos in der Sonne. Im sommerlichen Gegenlicht schien das Gras von der Gegenwart unberührt und strahlte die Ruhe einer künstlichen Inspiration aus. Es wirkte dabei seltsam gefasst, selbst bei starken Windstößen blieben die Halme aufrecht, wie von einer geisterhaften Hand gehalten.

Verwurzelt eben, dachte ich, in sich selbst angesiedelt. Mein Herz schlug plötzlich unruhig.

Wenn man das Gras Tag um Tag ansieht, fürchtete ich, könnte es mit seinen kleinen Ährchen und winzigen Ausläufern nach und nach alles mögliche durchdringen und allmählich überall dazwischen wachsen, geräuschlos – wie Erinnerungen, die unmerklich kommen, ohne dass man weiß, wie.

Tatsächlich hatte das Gras im Licht der späten Sonne bald lange Schatten auf die Wände geworfen. Und wenig später war es leise und mit all seinen filigranen Linien und immer neuen Weltachsen in mein gesamtes Arbeitszimmer eingezogen. Es hatte ihm wohl keine große Schwierigkeit bereitet, auch noch in den nach innen gekehrten Blick einer Übersetzerin einzudringen. Meine Gedanken begannen zu wandern, ans Ende des Sommers zu schweifen, zum Herbst, in die flache Ferne der Zeit.

Bald sah ich kein Gras mehr.

Ich sah den Wind, sein wirres Wehen, entfacht von ganz woanders, formlos und doch da im Wippen, sah bald zweifelloose Spuren, erlebte und verwischte Dinge, zusammengehalten von keiner Erinnerung.

Im Gras klang die Masse der Toten an.

Ich strich mir die langen Haare aus der Stirn. Ich startete die Geisterhand an und die Weltachsen, zog die Beine an den Körper und schlang bald meine bleichen Arme um die Knie, als könnte eine Verringerung der Körperoberfläche den Men-

schen vor irgend etwas schützen.

Ein trockener Tag; ein wenig kühl und windig, der Sommer neigte sich seinem Ende zu.

Als ich wieder am Schreibtisch saß und in die Sprachen tauchte war das Gras mit der untergehenden Sonne von den Wänden verschwunden.

Ertrunken.

Geglaubt.

Plötzlich weiß niemand, wo du bist. Auf einmal konnte keiner mehr sagen, wo du warst.

Ich hob die Hand zur Stirn und sah vorsichtig zum Fenster, zum Gras – und senkte kurz darauf beruhigt den Blick zum Tisch, wo einige Gedichte von Sharon Olds aus einer Sprache zu übersetzen waren, die ich zwar nicht kannte wie meine eigene aber zumindest ausreichend gut konnte, um damit ein bisschen Geld zu verdienen. *Suddenly nobody knows where you are, your suit black as seaweed, your bearded head slick as a seal's.*

In den folgenden Tagen ließ ein früher Septemberregen das Gras plötzlichen in die Höhe schießen. Es änderte seine Farbe, wurde quietschgrün und war bald über einen Meter hoch. Es wehte launig in einem kalten Wind und schwankte ungeordnet hin und her.

Mit den Halmen wuchs eine Beunruhigung in mir, die ich nicht zu deuten vermochte.

Jeden Morgen trat ich noch bevor ich mir das Gesicht gewaschen hatte barfuß ans Fenster, um das Gras durch das alte Fensterglas auf Veränderungen hin anzuschauen, um es zu beäugen, um zu sehen, ob die Nacht noch in den Halmen hing, ob sich Schatten und Schädlinge an den Mittelrippen eingenistet und wahrscheinlich schon vermehrt hatten.

Auch spät abends stand ich noch kurz bevor mich der Schlaf übermannte vom Bett auf, um auch im Dunklen über das Gras zu wachen, es zu ergründen und zu entschlüsseln und ich tippte damals viele meiner Beobachtungen in den Computer, Gedanken, an deren Speicherorte ich mich bald nicht mehr erinnerte.

Als die Übersetzung abgeschlossen war und ein neuer Auftrag auf dem Tisch lag, hatte ich vergessen, dass ich die Blumenkästen saubermachen und die Fenster putzen wollte.

Es wurde früh dunkel, im Winter schlief ich viel und im Frühjahr musste ich beruflich länger nach Budapest.

Dort waren die Häuserfassaden schmutzig und grau und die steinernen Türschwelle abgetreten. Von der Donau zog eine willkommene Brise in die Innenstadt. Die Straßen und Plätze waren ungewöhnlich leer.

Für ein paar Tage wurde es in Europa unangenehm heiß. Am Telefon bat ich meine Schwester, die Jalousien in meiner Wohnung herunterzulassen. Ich würde bald wieder nach Wien kommen.

Als ich im Spätsommer zurückkehrte – ich hatte den Auslandsaufenthalt mit einem Tag am Meer beendet, der ereignislos verlaufen war, der ruhig gewesen war, am glitzernden Wasser hatte ich nichts Bedeutendes beobachtet, ebenso wenig am fast menschenleeren Strand, auch dort war nichts Bemerkenswertes vorgefallen.

Ein klarer Tag. Blau. Ein wenig windig.

Einzig eine schlanke Frau war mir in Erinnerung geblieben, sie war den Strand ungewöhnlich rasch entlang gehastet. Das Handtuch um ihren Hals hielt sie wie einen Witwenschal umklammert und ihr Blick war starr auf das Meer gerichtet, wo die glatten Köpfe weniger Schwimmer im Gegenlicht aus dem Wasser ragten. Während sich meine Augen langsam an die Dunkelheit der Wohnung gewöhnten, stellte ich meine Tasche im Flur ab, öffnete die Fenster und legte mich auf das Tagesbett. Mein müder Blick wanderte durch das Zimmer und fiel auf das Gras. Die Halme waren vertrocknet. Sie lagen geknickt und gelb, kreuz und quer wie von unbekannter Hand geworfene Mikado Stäbchen auf der spröden, weiß verkrusteten Erde.

LINA MORAWETZ lebt als freie Autorin und Übersetzerin in Wien. Zuletzt erschien Groß- und Kleinbuchstaben (Sonderzahl, 2021) sowie Talking Heads. Ein Körper ist keine Geschichte (Kunstraum Lakeside, 2022). Literatur Jahresstipendium Stadt Salzburg 2021. Lehraufträge für experimentelles Schreiben an div. Kunsthochschulen (Akademie der bildenden Künste Wien, Burg Giebichenstein, Halle, u.a.) seit 2019.